

FLORJAN LIPUŠ

Schotter

aus dem Slowenischen von Johann Strutz

Diese Ausgabe wurde von der slowenischen
Buchagentur ermöglicht



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2019 Jung und Jung, Salzburg und Wien
Die Originalausgabe erschien 2017 unter dem Titel
»Gramoz« beim Verlag Litera, Maribor

Alle Rechte, einschließlich der Vervielfältigung, Veröffentlichung,
Bearbeitung und Übersetzung, bleiben vorbehalten
Umschlagbild: © plainpicture/ganguin
Umschlaggestaltung: BoutiqueBrutal.com
Druck und Bindung: GGP media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-99027-229-9



JUNG
UND
JUNG

Als die Gruppe nach dem Gedächtnismarsch in ihr Dorf zurückkehrte, in jenem Spätherbst, und alle wieder zu ihren Wohnungen auseinandergingen, spürten sie schon auf dem Weg an den Häusern vorbei, dass sich die Stimmung verdichtete, konzentrierte, sich auch an den Rändern vertiefte. Die Atmosphäre war zu einer Masse zusammengeballt, deren Druck sie am eigenen Leib erfuhren, als sie durch das Dorf stapften. Die dauernde Anspannung, die in der Luft lag, hatte zwar schon vorher keine große Freundlichkeit versprochen, aber der offensichtliche, noch bezähmbare Hass war nie aus seinem Versteck hervorgetreten. Auch diejenigen, die hinter ihren Mauern auf der Lauer lagen, spürten, dass mit den Zurückgekehrten die Stimmung wieder zwischen ihnen aufkommen würde, die sich in einer nach wie vor gespielten Zurückhaltung zum Ausdruck bringen und immer stärker aufladen würde.

Die aufgesetzte Entsagung spiegelt sich in ihren Gesichtern. Ein frischer Hauch aus fremden Orten, der dem Gang der Rückkehrer anhaftet, ihrem Gewand und ihrem bescheidenen Handgepäck, hat sie gestreift, einen unangenehmen Geruch hinterlassend, der sich nun zwischen den Häusern breitmacht. Nachdem sie dann die Schwelle betreten und den sich Entfernenden nachgeblickt hatten, deren eingezogene Rücken vor Augen, im Wissen, dass sich niemand umdrehen würde, atmeten sie, wie zur Bestätigung des Argwohns, mit

hörbarem Säuseln die Luft ein, und die Härchen begannen in den Nasenlöchern kräftig zu kitzeln. Die Rückkehrenden nahmen ihre Blicke mit sich. Schon immer war mit dem Dorf etwas verkehrt, hing etwas wie eine Drohung in der Luft, braute sich etwas zusammen. In den Menschen sammelte es sich an, die Aufgeregtheit der Umgebung war zu spüren und zu riechen. Unterdrücktes wurde hinter den Kulissen geflüstert. Sobald jemand vorbeiging, begannen sich hinter den Vorhängen die Schatten zu regen.

Hat sich die Atmosphäre tatsächlich verändert oder stehen die Rückkehrer noch allzu sehr unter dem Eindruck des ermüdenden Ganges, getroffen von der Wucht des Gesehenen und Empfundene, alle noch unter dem Eindruck des süchtig machenden Umfelds? Nach zwei Tagen waren alle zurückgekehrt, nicht wie die abgeführten Frauen, von denen, nach zwei Jahren, nur wenige zurückgekommen sind. Kein Zweifel, nach diesem Besuch hatte sich das Bewusstsein der Teilnehmer erweitert, die Achtsamkeit, die Sensibilität hatte sich verfeinert, die Wahrnehmung der Umwelt sich geschärft, die Meinungen hatten sich zugespitzt, nichtalltägliche Gedanken brodelten in ihren Köpfen, nach diesem Marsch sahen die Augen klarer hinter die Kulissen, lösten die Ohren das Gewirr des Geflüsters besser auf. Aus dem Ort nahmen sie Eindrücke auf, die sie nirgends loswerden konnten und von denen sie wuss-

ten, dass sie sich noch lange nicht glätten würden, zu schmerzhaft hatten sie sich in die Gesichter eingekerbt. Alle waren von der Teilnahme gezeichnet, sie hatte Sinne und Gehör geschärft, auch bei den Zauderern und Zweiflern, die sich ins Fremde aufgemacht hatten, zwar nicht einfach so in den Tag hinein, aber sie hatten sich ohne Überzeugung, ohne Eifer am Marsch beteiligt, halbherzig, lau und wankelmütig.

Auf der heimatlichen Türschwelle verweilend und beide Beine fest und diesmal bewusst auf das Schwellenholz oder auf den Schwellenstein gespreizt, vereinzelt auch auf den zu einer Schwelle gestampften Erdboden, und ihre Habe wieder in Besitz nehmend, spüren die Marschteilnehmer, dass ihre Häuser nicht mehr so sind, wie sie sie verlassen hatten, als sie sich auf den Weg machten. Auch sie selber sind nicht mehr die, die aufgebrochen sind, nicht mehr so, wie sie von daheim weggegangen sind. Stumm sind sie zurückgekehrt, die Stummheit des Lagers haftet an ihnen, in Stummheit legen sie sich schlafen, in Stummheit werden sie wach. Mit Stummheit drücken sie Schmerz und Freude aus, in Stummheit tauschen sie Liebe aus, stumm hassen sie. Und auch wenn Worte fallen, sind es flüchtige, in den toten Winkel gesprochene, und haben letzten Endes nur Stummheitswert. Die einst so kräftige, akustische Seite ihrer Worte ist ausgetrocknet, der häufige Druck hat davon allen Saft herausgepresst.

Deshalb ist ihre Sprache weder zu hören noch zu sehen, noch dringt sie nach außen, es ist eine Sprache hinter Mauern, hinter Riegeln, hinter dem Werkzeug. Wie Rindvieh wurden die Vorfahren der Gedächtnismarschteilnehmer damals in die Waggonen gepfercht, und schier drang während der Fahrt ins Lager das Muehen durch die vergitterten Fenster. Auch diejenigen, die zu Hause geblieben waren, weil sie nicht auf der Namensliste standen oder unfähig waren wegzugehen, näherten sich dem Vieh in den Waggonen. Alle blieben, wie sie waren, wortlos, letztlich war es gleichgültig, wer blieb und wer ging. Eine Dörflerin, die sich vergeblich in die einflussreichste Schicht der Gesellschaft hineinzukämpfen versucht hatte, traf ins Schwarze, als sie behauptete, dass ihre Sprache für den Stall sei, dabei war es vor nicht langer Zeit noch ihre eigene Sprache.

Die Teilnehmer am Gedächtnismarsch selber halten sie am Boden, und dort, wo sie sich noch aus der Ebenerdigkeit erhebt und Wurzeln schlägt, stützen die Dörfler sie zurück und halten sie klein und nichtig. Offensichtlich ist, dass die Gedächtnisgänger aus der Versprengung in die Zersprengtheit zurückkehren. Weit und breit gibt es keine Gemeinschaft mehr, die ihrer Sprache verbunden wäre und das Bild eines Gemeinwesens geboten hätte, es gibt nur noch Vereinzelte, über das ganze Dorf Verstreute. Die Ganzheit hat sich aufgelöst, sich zur Wenigkeit gespalten, zerstäubt. Zum Wackeln

hat sie gebracht, was aufgebaut worden war, und niedergetreten, was von allein aufgewachsen war.

Doch die Dichte des Menschlichen in ihren Häusern hat zugenommen, darunter die Unsichtbaren, die zusammen mit ihnen eingezogen sind. Zurückgekehrt vom Gedächtnisgang, haben sie das Gefühl, erst durch ihre Abwesenheit die Hindernisse und Bedenken beseitigt und so für die Unsichtbaren die Bedingungen für ein erträgliches Dasein geschaffen zu haben, für das Hin- und Herströmen des Unsichtbaren von Zimmer zu Zimmer. Nun setzen sich alle wieder an den Tisch, es gibt dort keine leeren Stühle mehr. Mit ihrem Marsch haben die Sichtbaren dem Unsichtbaren einen Aufenthalt ermöglicht und in seinen, ihren Wohnhäusern vorbereitet.

Seit sie von einem Ort zum anderen gesiedelt waren, hatten sich die Menschen in einigen Jahren etabliert, sie hatten ihre Mitte gefunden, sich auf Dauer niedergelassen, und jeder war auf seinem Platz zur Ruhe gekommen, wodurch dem Übernatürlichen das Tor geöffnet wurde und auch das Geistige, Übersinnliche aufleben konnte. Die Unsichtbaren zogen nicht ein, sondern kehrten in ihre Häuser zurück, aus denen sie von der fremden Macht vertrieben worden waren. Sie quartierten sich wieder im Eigenen ein, bezogen die alten, für sie seit je vorgesehenen Positionen, die sie immer schon,

vom Anfang bis zum Ende ihrer Tage, einzunehmen beabsichtigt hatten, doch die Bosheit der Mitmenschen hinderte sie daran. Die Gedächtnisgeber ermöglichten ihnen durch ihre Wanderung zum Ort des Unglücks wieder den Aufenthalt.

Es liegt in der Natur der Dörfler, dass sie nur dann glücklich sind, wenn sie unglücklich sind. Alles deutet darauf hin, dass ihnen das Unglück mitgegeben, in die Wiege eingepflanzt wurde. Mit dem Unglück sind sie eng vertraut, am Unglück hängen sie, daran sind sie gewöhnt, was selbst schon wieder ein Glück ist. Das Unglück ist ein Weg zum Glück, sie haben Zeit im Überfluss, sich ins Unglück zu manövrieren, mithilfe des Unglücks arbeiten sie sich an das Glück heran. Unablässig sind sie dem Glück auf den Fersen, beharrlich jagen sie es, von Kindesbeinen an bis in ihre alten Tagen, rennen sie allem hinterher, was auch nur irgendwie danach riecht. Sie machen sich zum Narren für das Glück und greifen nach jedem Halm. Ihre Unglückshaut werfen sie ab und warten geduldig, dass ihnen eine Glückshaut wächst, diese aber lässt nach allen Regeln der Kunst auf sich warten. Ihre ganze Persönlichkeit, alle Sicherheiten setzen sie für einen einzigen Moment des Glücks aufs Spiel. Sie suchen nach Ähnlichen, nach Ihresgleichen, und schon darin, dass sie ihnen begegnen und sie nicht verfehlen, liegt ein Glück. Die Begegnung gibt ihnen das Gefühl, aktive Mitglieder der dörflichen

Gesellschaft zu sein, dass sie leben und Entschlüsse fassen, arbeiten und es sein lassen, sich exponieren oder sich zurückziehen, denn einem Lebenden steht alles offen, einem Toten nur die Grube.

Die Dörfler warten nicht mit verschränkten Händen auf das Glück, sie nehmen ihr Schicksal in die eigene Hand; ohne Umschweife, rundheraus und heiter geht es geradewegs ins Unglück, mit dem Wissen, dass es sich für sie, so oder so, zum Guten wendet. Als Erstes schaffen sie sich ihre Vergangenheit vom Hals und werfen alles, was sie schon besitzen, was ihnen die Vorfahren als geistige Mitgift übergeben haben, als Wegzehrung und Hinterlassenschaft. Nichts davon werden sie an die Nachkommen übergeben, nun, wo ihnen die Aussicht auf Prominenz und Geltung in der besseren Gesellschaft winkt, nichts davon werden sie ihnen hinterlassen.

Sie entledigen sich ihrer Ausgangssprache, der Sprache ihrer Kindheit, in der sich ihr Leben auf natürliche, harmonische, geradlinige Weise entwickelte und die jede Faser ihres Alltagslebens durchdrang und wie ein Geflecht alles umspannte, was sie taten oder ließen. Sie sitzen dem Glauben auf, dass diese Sprache nur dazu taugt, das Vieh vom Acker und von den Weiden abzuhalten, wenn es den Kleefeldern des Nachbarn zu nahe kommt, für ihre Blasiertheit und ihr vermeintliches Herrentum schien diese Sprache nicht geeignet. Von

nun an werden sie das Vieh mit einer goldenen Rute zurücktreiben, diejenigen, die überhaupt noch Vieh halten. Sie nehmen mit offenen Armen an, was stofflich ist, übernehmen, was sichtbar und materiell ist, verschmähen aber, was geistig und seelisch ist. Unabhängige, völlig freie Menschen lassen sich auf etwas ein, was ihnen im Wesen fremd ist, wobei sie zwar nicht ihr Leben opfern, aber einen Teil ihres Lebens, auch wenn die Geschichte lehrt, dass sie dafür am Ende, in der Tiefe ihrer Seele, nur Verachtung ernten werden. Auf Fremdes lassen sie sich nicht wie ein göttlicher Wind ein, der vernichtet, sondern wie Kriecher, die das Fähnchen nach dem Wind hängen. Vor Fremdem werden sie auf dem Bauch kriechen, Sklavendienste leisten müssen, um sich Gunst zu verschaffen. Die Verlegenheit, in der sie sich befinden, unterdrücken sie, verheimlichen sie, denn es sind Werte, die sie vertan haben, eine kostbare Erbschaft, die sie ausgeschlagen haben! Jetzt irren sie in einer modernen Wüstenei umher, eine Fata Morgana taucht in der Ferne auf, ein Bild im Bild, ein Bild des Bildes erscheint, dann erlischt das Licht am Horizont. Sie sind glücklich, denn sie wissen nicht, dass sie sich in die Ödnis verirrt haben.

Sie haben vergessen, dass sie in ihrem Dorf zu Gast sind, reisende Fremde sind sie auf diesem Flecken Erde, den sie sich nicht selbst unter die Füße getan haben, sondern sich nur auf ihm gebettet haben. Sie stehen un-

ter Verdacht und sind immer im Exil. Unglücklich sind sie nicht, nur selbstgefällig zufrieden. Sie verhalten sich, als wären sie die Herren ihres Tuns, in Wahrheit unterwerfen sie sich der Gewalt der Lauten, beugen sich dem Diktat der Starken. Sie wissen nicht, dass sie in Wirklichkeit ein Produkt der Vergangenheit sind, der leibhaftige Überrest böser Zeiten, das Aufgewärmte einer schauerlichen alten Geschichte, die Ernte des Krieges.

Im ersten Krieg wurden die Grundlagen für den zweiten gelegt, im zweiten die Grundlagen für den dritten, in jedem einzelnen legten sie auf ihre Weise Grundsteine, im Wissen, dass Krieg unaufhaltsam Krieg auf die Welt bringt. Jeder Krieg trägt zwangsläufig das Seine dazu bei, dass der Krieg nicht zu kurz kommt, nicht behindert wird und nicht aufhört, Krieg zu sein. Die der Kriegsführung Kundigen beschäftigen sich damit, wie der Krieg in seiner Ganzheit und Unberührtheit, in seiner Vollständigkeit und Logik bewahrt werden kann. Sie zerbrechen sich den Kopf darüber, wie und wozu der Rohstoff Krieg zu verändern wäre, wie er bearbeitet werden könnte und zu nutzen wäre. So steckt in jedem Krieg der Keim des neuen Krieges, der eine wachsende, gesteigerte Furcht in die Knochen treibt. Was der Krieg gebiert, vollführt den Krieg, was den Krieg vollführt, vermehrt den Krieg. Einer greift in den anderen, der frühere streut die Samen für den gegenwärtigen aus,

für den Krieg, der noch in den Keimen steckt. Der Krieg, der noch in den Windeln liegt, gewährleistet, dass der Kriegssamen keimt und der Wuchs der Triebe nicht stockt, dass die Ernte reiche Früchte einbringt, sich das Kriegstreiben entfaltet und in Gang kommt, zur Konstante wird, kurz, dass die Kriegshändel blühen und gedeihen.

Der Krieg bricht nicht aus und speit nicht, Vulkane brechen aus und speien geschmolzenes Gestein an die Oberfläche. Der Krieg bricht geplant und vorbereitet aus, er beginnt geordnet und auf die Stunde genau. Der Krieg verspätet sich nicht. Zwischen den Kriegen gibt es Stillstände und Übergangszeiten, scheinbar friedliche, vordergründige Pausen, in Wirklichkeit aber finden unterschwellig und heimlich ständig Waffengänge statt. Die Heere müssen sich ausschnaufen, die Schäden an den Kriegsgeräten reparieren, Abgenütztes ersetzen, sich wieder rüsten. Die Toten müssen begraben, die Angehörigen verständigt und die Verwundeten in Lazarette gebracht werden. Das Militär muss sich in Ruhe auf alles vorbereiten, was es braucht, damit der permanente Krieg nicht unterbrochen wird. Alle Hindernisse müssen beseitigt werden, damit der Krieg sich nicht selber im Weg steht und nicht über sich selbst stolpert.

Während des gerade tobenden Krieges gehen bereits die Vorbereitungen für den künftigen Krieg vor sich,

daher kommt es nie zu einer Unterbrechung der Kriegszeit und dauert der Kriegszustand ununterbrochen an. Der Krieg richtet ein, richtet aus, richtet zurecht, richtet um, läutert. Die Kriegsruhe ist kein Verschnaufen, es ist eine schöpferische Pause, eine geisterweckende Pause, die eine Sichtung der zwischenzeitlichen Beiträge zur Geschichte ermöglicht. Die Ruhe ist notwendig, um dem Krieg wieder auf die Beine zu helfen, wenn er stolpert und nicht recht vom Fleck kommt. Die Ruhe zwingt dazu, die Zweckmäßigkeit der Waffen, die durch den Willen Gottes klar bestimmt ist, neuerlich zu prüfen, aber es stellt sich heraus, dass der Segen doch noch widerrufen werden muss, umgeleitet, geänderten Verhältnissen angepasst werden muss, dass die Waffen umgetauft, einem besseren Schutzheiligen geweiht werden müssen. Gott und Mensch, wer wünscht sich den Krieg mehr, wer fürchtet wen mehr, wer lacht über wen mehr?

Der Krieg ist immerwährend und allumfassend, er kennt keine Ausnahmen, erfasst alle Schichten der Gesellschaft, greift in die zivile, nichtmilitärische Gesellschaft ein. In dem Dorf, das vor uns liegt, hat er sein übles Spiel mit den ausgewählten Frauen getrieben. Er hat ihnen keine hinterlistige Falle gestellt, sich keiner gerissenen Schläue bedient, schlitzohrig handelte er vielmehr nach fertigen Plänen. Die Frauen konnten diese Pläne nicht mehr ändern, auf alle Arten erhofften